



Foto: Gilbert Projer

Wie Kirche lebt

Als Mitarbeiter des Ökumenischen Rates der Kirchen und als Theologieprofessor in Birmingham hatte Walter J. Hollenweger Kontakt mit Christen aus aller Welt. Was er von ihnen gelernt hat, möchte er auch bei uns unter die Leute und in die Kirchen bringen.

Walter J. Hollenweger, man sagt, Pfingsten sei der Geburtstag der Kirche. Wie war denn diese Kirche bei ihrer «Geburt»?

Die Urkirche? Erstens hatten sie immer Streit miteinander. Das war wohl schlimmer als zu späteren Zeiten die Konflikte zwischen Katholiken und Protestanten. Denn da stiessen unterschiedliche Kulturen und Traditionen aufeinander. Da war einmal Petrus, der die judenchristliche Tradition vertrat; sie kommt im Matthäusevangelium zum Ausdruck. Für diese Gemeinden war klar: Jesus ist der endzeitliche Prophet, und er gehört zur jüdischen Religion. Er war beschnitten worden. Er hielt sich an die Speisevorschriften, an den Sabbat. Er hob das Gesetz nicht auf, sondern verschärfte es. Er wandte sich jedoch gegen die enge Schriftauslegung der Pharisäer und wurde darum von ihnen bekämpft. Er ging ans Kreuz, weil er nicht selber gewalttätig werden wollte. Und so wurde das Kreuz zum Zeichen für Gewaltlosigkeit.

Dann gab es aber die Richtung, die durch die Theologie des Paulus bestimmt wurde; er hat vieles anders verstanden und interpretiert. Der irdische Jesus interessierte ihn nicht. Jesus, der gekreuzigte und auferstandene Jesus, war für Paulus verbindlich als der, der für unsere Sünde gestorben ist. So standen zwei Theologien nebeneinander: die judenchristliche Reich-Gottes-Theologie und die heidenchristliche Sühnetod-Theologie.

«Die Kirche» gab es also gar nie?

Nein, und darum kann sich auch jede Kirche auf die Bibel berufen – zu Recht. Die Bibel ist ein pluralistisches Buch. Dass Paulus seine Theologie

entwickelte, ist durchaus legitim, wenn dazu nicht der Anspruch gehört, sie allein sei richtig. Auch heute noch beharren viele Christen auf der Ausschliesslichkeit der Sühnetod-Theologie. Sie spielt aber weder in Afrika noch in Asien noch in Osteuropa eine Rolle. Dort setzt man nicht bei Sünde und Schuld an, sondern bei den Stärken der Menschen: Man geht davon aus, dass der Mensch nach dem Ebenbild Gottes geschaffen wurde.



Christliche Gemeinden in Afrika – im Kontakt mit ihnen hat Walter J. Hollenweger seine Theologie entwickelt.

Warum hat sich denn die Sühnetod-Theologie in Europa durchgesetzt?

Das ist eine spannende Sache: Als sich die ersten Missionare aus Irland in der Gegend des Thunersees oder in der Region von St. Gallen niederliessen, fanden sie hier keltische Traditionen vor. Zum Beispiel feierten die alten Kelten jeweils am 1. August eine Sühnefeier. Sie tranken dabei das Blut eines jungen Menschen, der geopfert worden war, um Lug, den Gott des Krieges und des Handels, zu besänftigen. Die christlichen Missionare verkündeten nun: Das ist nicht nötig, es ist einer bereits gestorben – «zur Vergebung der Sünden». Und anstelle dieser Sühnefeier für Lug führten sie die Messe ein. Diese Glaubensbotschaft ist also sozusagen doppelt verankert – in der Theologie des Paulus und in unserer keltischen Vergangenheit. Unsere Kirche ist ein absolut klassischer Fall von Synkretismus, weil sie immer wieder Elemente anderer Religionen mit einbezogen hat.

Sie haben gesagt, in Afrika oder Asien sei die Sühnetod-Theologie kaum verbreitet. Aber es waren doch Missionare aus Europa, die den christlichen Glauben dorthin gebracht haben.

Diese Vorstellung konnte in Afrika einfach nicht Fuss fassen. Was ist wichtig für einen Afrikaner? Geheilt werden, genug zu essen haben, Gemeinschaft – und die Ahnen! Aber gerade unter den Schweizer Missionaren gab es durchaus intelligente Leute, die versuchten, auf den afrikanischen Traditionen aufzubauen. Eine christliche Kirche, in der die Ahnen keine Rolle spielen, kann in Afrika nicht existieren.

Erzählen Sie bitte ein Beispiel dafür!

Nachdem sich die anwesenden Missionare zum Schlafen zurückgezogen hatten, erzählte mir der Direktor des lutherischen Predigerseminars von Upumungu in Südafrika, er sei todkrank gewesen, da habe er einen Traum gehabt. Er sei in den Himmel gekommen. Dort begegnete ihm seine verstorbene Grossmutter. Sie schimpfte: «Was kommst du schon in den Himmel? Du hast noch viel zu tun auf der Erde!» Und dann gab sie ihm einen Klaps auf den Hintern, und davon erwachte er – und war geheilt! Auf seinem Hintern entdeckte er den Abdruck einer grossen Hand. Er fragte mich, was ich davon halte. Die Missionare fänden, das sei Heidentum. Ich sagte ihm, in Europa würde man ein solches Phänomen psychologisch deuten. Aber da er ein Afrikaner sei, spreche Gott in afrikanischen Kategorien, eben durch die Ahnen, zu ihm. Für mich sei nicht der Weg entscheidend, sondern der Inhalt: Entspricht er dem Evangelium? Wenn die verstorbene Grossmutter ihm im Traum gesagt habe «Du darfst nicht sterben, denn du hast noch zu tun», so sei das durchaus eine evangelische Aussage.

Die Ahnen machen sich also in den Träumen bemerkbar. Bei uns würde

man vom Über-Ich, von Mutter- oder Vaterkomplex sprechen, das sind ähnliche Phänomene. Wenn ich in Afrika Vorlesungen hielt, wusste ich genau, da stehen die Ahnen im Vorlesungssaal. Und wenn sie zu verstehen geben: Was der Hollenweger sagt, ist falsch, dann kann ich nichts ausrichten, unsere Argumente taugen da nichts.

Wie kamen die afrikanischen Christen, die europäische Theologie zu studieren hatten, mit den unterschiedlichen Traditionen zurecht?

Sie konnten aus den Werken der grossen Theologen zitieren, aber deren Einsichten spielten für das Leben in den Kirchen kaum eine Rolle. Manche sagten: Für die Europäer reden wir Französisch, für die Afrikaner unsere eigene Sprache. Es ist eine christliche Theologie, aber aus afrikanischen Wurzeln, in afrikanischer Sprache. Ihre eigene Kultur hatte ja keine schriftliche Tradition, sondern die Tradition wurde über die Ahnen weitergegeben. Und so wurde auch die Bibel bei den Afrikanern weitergetragen.

Und wie gehen afrikanische Theologen mit den Bibelwissenschaften um, beispielsweise mit der Unterscheidung der verschiedenen Text-Quellen in den Evangelien?



Walter J. Hollenweger will mit seinen Spielen zu biblischen und kirchengeschichtlichen Themen den Glauben neu erfahrbar machen. Hier eine Laiengruppe aus Herzogenbuchsee bei der Aufführung des Stücks «Maria von Wedemeyer».

Das ist für sie kein Problem, denn die mündliche Theologie, die am Anfang der christlichen Überlieferung steht, entspricht ja ihrer eigenen Kultur. In Birmingham, wo ich Professor war, gibt es am Sonntagmorgen mehr schwarze Christen als weisse. Ihre Arbeiterpfarrer wollten an der Universität Theologie studieren. Als ich diesen schwarzen Pfingstpredigern erklärte, wie in den Evangelien verschiedene Erzähltraditionen zusammengefügt worden sind, fragten sie: Wer hat das herausgefunden? Wer kann unsere Art, Theologie zu betreiben, so genau beschreiben? Ich sagte: Das war ein gewisser Rudolf Bultmann; er war Theologieprofessor in Deutschland, aber er wusste nicht, dass er eure Theologie beschrieb. Da sagten sie: Wie kann man denn nur so gescheit und gleichzeitig so unwissend sein?

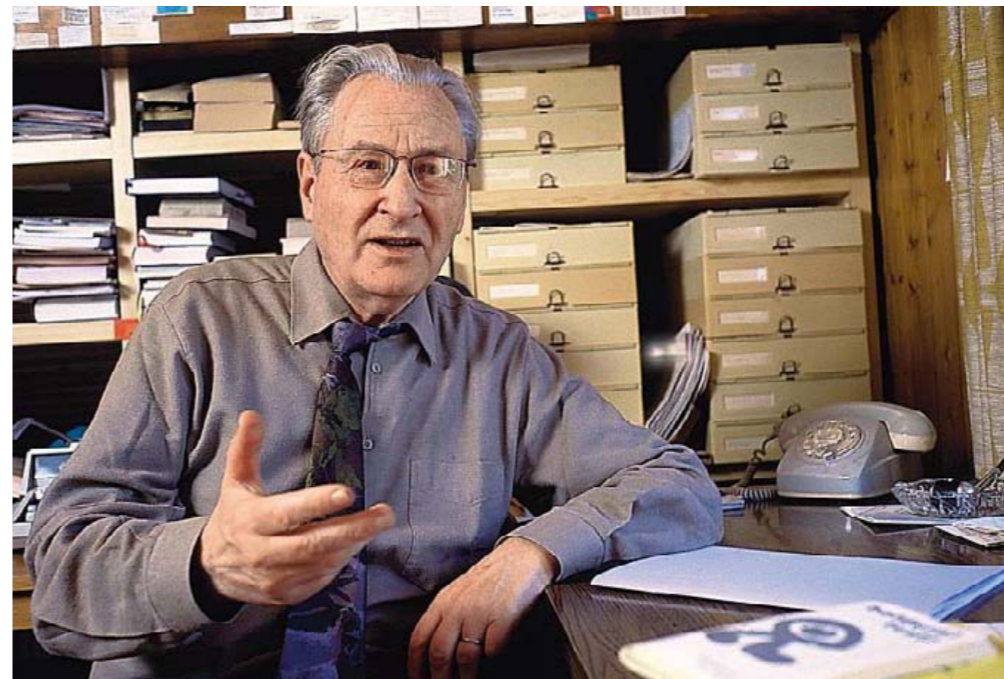
Und die afrikanischen Doktoranden, die bei mir arbeiteten, sagten jeweils: Ja, so machen wir es auch – die Geschichten erzählen, in die Situation hinein erzählen, und dementsprechend verändern, anpassen.

Gilt das auch in anderen Kulturen?

Bei den Otomí-Indianern in Mexiko habe ich Ähnliches erlebt. Ich war im Auftrag des Ökumenischen Rates bei einer indianischen Pfingstgemeinde. Es kam mir vor wie in vorschriftlicher Zeit. Ich las einen biblischen Text langsam auf Spanisch vor; sie hörten genau zu, dann konnten sie ihn auswendig, und wir machten, davon ausgehend, eine Bibelarbeit. Hinterher riefen sie eine andere Gemeinde an und fragten dort, ob ich bei ihnen dasselbe gesagt habe. Nachdem sie das bestätigt erhalten hatten und nachdem wir gemeinsam gegessen hatten, war ich als Lehrer legitimiert. An verschiedenen Orten das Gleiche sagen, miteinander essen, miteinander beten ... das stellt Vertrauen her. So konkret ging das zu.

Was können wir europäischen Christen von diesen Kirchen lernen?

Das ist eine schwierige Frage. Der Kontext ist sehr verschieden. Aber die Zukunft des Christentums ist in der Dritten Welt, nicht allein wegen des



Walter J. Hollenweger:

«Man muss sich selber treu und den anderen gegenüber offen bleiben»

Foto: Gilbert Projer

grossen Zuwachses an Christen, sondern wegen der Qualität des dort gelebten Christentums. Die afrikanischen Theologen zum Beispiel sind für mich Gelehrte, aber in einer anderen Kultur. Und die muss man lernen. Und man muss sich gegenseitig respektieren. Wenn ich in Birmingham bei den Afrikanern predigte, ging ich bei der Bibelauslegung immer von der Historischen Kritik aus, wie sie die abendländische Theologie entwickelt hat. Europäische Studenten warfen mir dann vor, ich rede wie ein europäischer Universitätsprofessor. Und ich entgegnete: Entschuldigung, das bin ich ja auch. Die Schwarzen jedoch wehrten sich für mich: Zum Tanzen und Zungenreden müssen wir den Hollenweger nicht holen, das können wir besser, aber der weiss Dinge, die wir nicht wissen und die wir lernen möchten. Es ist also einfach: Man muss sich selber treu und den anderen gegenüber offen bleiben.

Was wäre die dringendste Aufgabe für uns?

Wir müssen unsere Tradition aufarbeiten, unsere Erkenntnisse allgemein zugänglich machen, sonst wird unsere Kirche islamisiert. Damit meine ich, dass die Bibel wie der Koran verstanden und verehrt wird, als unantastbare Offenbarung, und der christliche Gott wie Allah: der oberste Polizei-

chef. Mit dem kann man nicht rechnen, mit dem biblischen Gott jedoch können die Menschen verhandeln. Abraham hat das getan und auch Jesus. Unsere Tradition aufarbeiten heisst auch, dass Pfarrerinnen und Pfarrer nicht weiter das Gegenteil von dem predigen, zu dem sie durch Ausbildung und Ordination verpflichtet sind. Sonst machen sie sich lächerlich.

Wie würden Sie Ihren heutigen Glauben formulieren?

Mein Glaube ist, dass dieser Jesus bestimmend und normativ für mein Leben ist. Seine Jünger haben von ihm gesagt, er sei ihnen erschienen – vor allem die Frauen. Maria Magdalena ist die Hauptzeugin der Auferstehung, und ich bin bereit, ihr zu glauben. Was die Auferstehung objektiv ist, weiss ich nicht. Aber ich weiss, dass Jesus der Maria Magdalena erschienen ist und was er bei ihr bewirkt hat, und bei Petrus und bei anderen. Und auch mir ist er erschienen.

Interview: Käthi Koenig

Walter J. Hollenweger

Prof. Dr. Walter J. Hollenweger, geb. 1927, studierte in Zürich und Basel Theologie. Von 1965 bis 1971 war er Exekutivsekretär beim Ökumenischen Rat der Kirchen, danach lehrte er an der Universität Birmingham in England Interkulturelle Theologie und Missionswissenschaften. Er hat zahlreiche Theaterstücke verfasst, in denen Texte, Musik und Bewegung nicht nur Glaubensgeschichten, sondern auch kritische Theologie vermitteln. Auch das Walter-J.-Hollenweger-Institut an der Freien Universität Amsterdam widmet sich diesen seinen Anliegen. Heute lebt Hollenweger zusammen mit seiner Frau in Krattigen.

Mehr über das Werk von Walter J. Hollenweger ist zu finden unter:
www.theologisches-theater.de
www.hollenwegerceneter.net

Den alternativen mündlichen Theologieunterricht beschreibt Walter J. Hollenweger in seinem Buch «Der Klapperstorch und die Theologie», Metanoia-Verlag, Kindhausen 2003.